

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Deitmer, Sabine

Kalte Küsse

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Prolog

Der Käfig mit dem Zwergkaninchen stand auf rosafarbenen Keramikplatten. Es war ein hübscher Käfig. Mit einem Porzellantopf für das Wasser, einem Napf für das Fressen und Gitterstäben, die golden blinkten. Das Kaninchen hockte auf einer Lage Heu in der hintersten Ecke und knabberte mit schräggestelltem Kopf an einem der Gitterstäbe. Leise machte es klack, klack, klack, wenn die Zähne an das Metall schlugen. Um den Käfig herum lagen trockene Grashalme verstreut, die das Kaninchen aus dem Käfig geworfen hatte. Als es im Schloß der Wohnungstür knackte und die Tür aufging, duckte sich das Kaninchen und saß wie versteinert in seiner Ecke.

Eine Frau in hellblauem Kittel trat ein, schloß die Tür hinter sich und drückte den Lichtschalter herunter. Die Neonröhren in der Küchenzeile zuckten und warfen ihr gleißendes Licht. Die Frau legte den Schlüssel auf die Marmorplatte neben die Espressomaschine. Sie zog ihre Strickjacke aus und hängte sie über den Lederücken des Drehstuhls, der vor der Arbeitsplatte mit dem Gewürzregal stand.

Neugierig nahm die Frau eine Flasche in die Hand. Sie hielt die rote Flüssigkeit, in der ein Gewürzzweig schwamm, vors Licht und las das Etikett. Dann nahm sie ein Glas aus dem Regal, schraubte es auf und roch daran. Sie verzog das Gesicht und stellte das Glas an seinen Platz zurück. Sie machte einen Wandschrank auf und ließ ihren Blick über den Inhalt fliegen. Nichts, was sie reizte. Sie öffnete den Schrank daneben. Die Frau nahm einen Teller heraus und hielt die Rückseite gegen das Licht. Sie drehte ihn um und betrachtete ihn begehrllich. Nach einer Weile stellte sie ihn zurück in den Schrank.

Die Frau seufzte und ging zu den beiden Messingkannen, die neben dem Waschbecken standen. Sie drehte den Wasserhahn auf

und füllte die Kannen. Eine Kanne in jeder Hand lief sie zu der breiten Fensterfront und wässerte drei Grünpflanzen, die dort in rollbaren Kästen aus Spiegelglas standen. Mit der Hand prüfte sie, ob die Erde naß genug war. Sie ging zurück zum Waschbecken und füllte die Kannen ein zweites Mal.

Die Frau trug die leeren Gießkannen zurück zur Küchenzeile und ließ ihre Augen unschlüssig durch das große Eßzimmer streifen. Zu dem Ledersofa mit den Sesseln und dem Couchtisch vor dem Kamin, zu der Eßgruppe mit der Anrichte aus dunkelrotem Holz. Sie durchquerte den Raum und trug eine Vase mit langstieligen gelben Rosen zum Waschbecken. Mit einem Griff faßte sie die verblühten Blumen und warf sie durch die silberne Klappe in den Abfallkübel. Sie spülte die Vase und stellte sie neben den Mixer auf die Küchenplatte. Anschließend wischte die Frau mit einem Papiertuch Waschbecken und Marmorplatte blank. Sie warf das Papier in den Abfallkübel. Ihr Blick fiel auf das Kaninchen im Käfig.

Mit beiden Händen zog sie den Käfig nach vorne und beugte sich darüber. Das Kaninchen fiepte in Todesangst. Die Frau machte beruhigende Schnalzlaute mit der Zunge. Das Kaninchen fiepte weiter. Sie füllte erneut eine Kanne und versuchte, das Wasser durch die Gitterstäbe in den Trinknapf zu gießen. Der Wasserstrahl traf das Kaninchen. Es flüchtete in die gegenüberliegende Käfigecke. Dort preßte es sich stumm mit anliegenden Ohren auf den Boden. Die Frau seufzte und hockte sich vor den Käfig. Sie öffnete die Käfigtür und stellte fest, daß die Gießkanne nicht durch die Tür paßte. Sie seufzte ein weiteres Mal und starrte ratlos auf das Kaninchen, das mit weitaufgerissenen Augen in seiner Ecke lag. Schließlich stand sie auf und ging zur Küchenzeile, um ein Glas aus dem Schrank zu nehmen. Sie drehte den Wasserhahn auf.

Das Kaninchen zögerte keinen Moment. Mit drei Sätzen war es an der Käfigtür und sprang in die Freiheit.

Die Santa Monika schaukelte im Hafenbecken und wartete auf Kunden. Eine Hochzeitsgesellschaft zog ihr entgegen. Vorneweg die Braut in einem Traum aus Weiß, neben ihr zwei Männer in schwarzen Anzügen. Dahinter der Rest der Gesellschaft, Kinder, Frauen, Männer. Ein Tag wie gemacht zum Heiraten. Strahlender Sonnenschein. Keine Wolke am Himmel. Über ein schwankendes Brett kletterten sie einer nach dem anderen an Bord. Die Santa Monika tutete. Gleich würde sie ablegen.

Faul wie eine satte Katze streckte ich mich in meinem Lieblingsstuhl am Fenster. Die Arme hinter dem Kopf verschränkt, die Füße auf der Fensterbank abgelegt, sah ich nach draußen. Die Santa Monika tuckerte los. Möwen schwangen sich aus den Wellen und folgten dem Boot laut kreischend. Hinter meinen roten Zehennägeln tauchte ein Mann in Jeans und dunkelblauem Hemd auf. Die Verpackung war ungewohnt. Ich sah ihn häufiger nackt. Zwischen meinen Bettlaken. Die letzte Nacht hatten wir gemeinsam unter einer Bettdecke verbracht.

Er winkte und zeigte auf einen Berg Tüten zu seinen Füßen. Mir wurde ganz anders. Was mochte da drin sein? Bei der Hitze konnte ich mit Lust nur an Trinkbares denken. Mineralwasser, Tonic, Berliner Weiße. Ich winkte zurück. Was immer er anschleppte, wurde nicht appetitlicher, wenn er noch länger da stehen blieb und mit den Armen in der Luft herumruderte.

Es schellte. Auf dem Fußabtreter stand mein Mann für gewisse Stunden. Schmalhüftig, schwitzend und mit vollen Tüten.

»Ich war einkaufen.«

Darauf wäre ich nie gekommen. Er verschwand mitsamt den Plastiktüten in meiner Küche und machte die Tür hinter sich zu. Ich schleppte ein Pfund Papier zu meinem Platz ans Fenster und vertiefte mich in die Kriminalstatistiken des vergangenen Jahres,

die ich mir am Freitag noch als Wochenendlektüre mit in die Tasche gestopft hatte.

Keine Gefahr, arbeitslos zu werden. Raubdelikte, Sexualdelikte, Gewaltverbrechen, Trend weiter steigend. Geschätzte Dunkelziffer zwischen 1 : 3 und 1 : 10. Ein krisenfester Arbeitsplatz. Wenn ich schön brav blieb. Keine silbernen Löffel bei der Weihnachtsgala zugunsten der Polizeiwaisen klaute.

Eigentlich ist es Zufall, daß ich bei dem Verein gelandet bin. Mehr aus Jux habe ich einen Einstellungstest gemacht, und sie wollten mich gleich haben. Ich habe drei Tage Bedenkzeit ausgehandelt, um mir zu überlegen, ob ich sie auch wollte. In der Zeit habe ich mir Informationen besorgt und mit ein paar Leuten geredet. Danach war ich im Bilde. Die Bezahlung war mies, das Image beschissen, ein Männerhaufen, der auf weibliche Neuzugänge keinen Wert legte. Ich sagte zu. In einem Job, aus dem Männer eine Frau raushalten wollten, gab es mit Sicherheit jede Menge zu lernen.

Er war immer noch in der Küche. Verdächtig lange schon. Mein Instinkt sagte mir, daß irgend etwas nicht stimmte. Wenn ein Mann, der sonst die Wochenenden im Bett lümmelt, Aschenbecher mit seinen Kippen füllt und Weingläser neben dem Nachttisch sammelt, auf einmal Großeinkäufe tätigt und in einer fremden Küche verschwindet, ist mit dem Schlimmsten zu rechnen. Es hätte mir ja egal sein können, was er da trieb, wenn ich gestern nicht drei Stunden damit zugebracht hätte, meiner Küche ein strahlendes Aussehen zu verpassen.

Ich öffnete die Tür einen Spalt.

»Komm ruhig rein«, forderte er mich auf.

Er hatte ganze Arbeit geleistet. Vor dem Kühlschrank stapelten sich unausgepackte Tüten, die Türen der Hängeschränke standen offen, im Gewürzregal flogen die Gläser durcheinander, und auf meiner Tortenplatte mit den Blümchen lag ein nacktes Tier, aus dessen Körper Blut und Fleischsaft tropften. Neben dem Abfalleimer war ein zusammengeknüllter Haufen Papier, um den herum sich ein feuchter hellroter Fleck gebildet hatte. Das Einwickelpapier der Tierleiche.

»Magst du Kaninchen?« fragte er mich.

»Das kommt darauf an«, antwortete ich vorsichtig.

Nichts hatte mich darauf vorbereitet, daß der Mann, mit dem ich seit ein paar Wochen in unregelmäßigen Abständen die angenehmsten Nächte verbrachte, sich für etwas anderes als schnelle Autos, trockenen Weißwein und guten Sex interessierte. Ich mußte die Information verdauen.

»Richtig sexy, mein Kaninchen. Schau mal, die zarten Schenkel.«

Er massierte dem toten Vieh mit einer Ladung Senf die Läufe und sah mir dabei in die Augen. Ich dachte an letzte Nacht und war auf der Hut. Auch von einem begabten Liebhaber wollte ich mir nicht die Küche besetzen lassen.

»Ich hasse Leichen, die noch tropfen«, sagte ich schroff, bückte mich und warf das feuchte Einwickelpapier in den Mülleimer.

In diesem Augenblick schellte das Telefon.

»Geh nicht dran«, sagte er, hob das Kaninchen hoch und massierte es mit seinen Senfhänden. »Wir machen uns einen schönen Abend.«

Ich sah auf die Hände, die dem Kaninchen die Schenkel rieben. Das Telefon klingelte weiter.

»Ich hab' Bereitschaft. Ich muß drangehen.«

Er legte das Kaninchen zurück auf die Tortenplatte und trocknete sich die Hände an einem Stück Küchenkrepp. Dann zog er die Schublade mit den Bestecken heraus, wühlte darin herum, fand, was er suchte.

»Jawohl, Frau Kommissar.«

Er setzte die Geflügelschere an und schnitt dem Kaninchen die Rückenwirbel durch. Es knackte grell.

Ich flüchtete ans Telefon.

Weber, wie ich vermutet hatte.

»Eine Leiche. Arneckestraße fünfzehn. In fünf Minuten bin ich bei dir.«

»Alles klar, ich komm' runter.«

Ich warf den Kimono mit dem Drachen aufs Bett und machte den Kleiderschrank auf. Acht Jahre in einer grünen Uniformjacke und senfgelben Hosen hatten geschafft, was meine Mutter nicht geschafft hatte. Ich interessierte mich für Klamotten. Hauptsache

schön bunt. Und nicht grün oder senfgelb. Mit den Fingern klappte ich die Kleiderbügelfront ab. Dann hatte ich das Richtige. Für dreißig Grad im Schatten und den Erstkontakt mit einer Leiche. Eine Röhrenhose in coolem Türkis und ein Herrenhemd wie Erdbeereis.

Das Gesicht im Spiegel war umwerfend. Straffe Haut, keine Ringe unter den Augen. Mit fünf Fingern fuhr ich durch die Haarstoppln. Es geht nichts über ein paar Stunden Schlaf und eine Auffrischung der Hormone. Ich pinselte mir die Lippen rot und verteilte die Parfümtropfen hinter den Ohren. Der Dienstausweis, den ich am Zahnputzglas geparkt hatte, zeigte eine Dame, die mir häufiger im Spiegel begegnet. Müde, abgespannt, Schatten unter den Augen. Ich griff die Plastikkarte. Name: Beate Stein, Größe: 178 cm, Alter: 32, Haarfarbe: Blond, Augenfarbe: Grün, besondere Kennzeichen: Narbe am linken Schulterblatt. Ich schob den Ausweis in die hintere Hosentasche. Dann stach ich mit dem Draht durch das Loch in der Haut. Ein Spiegelstück mit scharfen Kanten baumelte von meinem Ohr.

Als ich mich in der Küche von ihm verabschiedete, lag das Tier in fünf Teile zerlegt auf der Platte neben dem Ofen. Kurz davor, im Bratentopf zu enden. Das Öl brutzelte. Was für eine Idee bei der Hitze.

»Wann kommst du wieder?«

»Es kann dauern. Mord.«

»Das war's ja dann wohl«, sagte er und stellte die Flamme aus.

»Tut mir leid«, sagte ich, mehr der Form halber, schnappte mir meine Tasche mit der Pistole und warf die Tür hinter mir zu.

Ich mag meinen Job, und ich bin gut darin. Es gab einmal eine Zeit, da habe ich mich gefragt, ob ich nicht lieber auf einen Job mit geregelten Arbeitszeiten und geregeltm Liebesleben umsteigen sollte. Aber das ist schon lange her.

Ich öffnete die Haustür. Heiße Luft schlug mir entgegen. Auf der Uhr am Taxistand war es zehn vor vier. Eine Handvoll Kinder

hatte die Anlegestelle der Santa Monika zu einem Schwimmbad umfunktioniert. Mit bloßen Füßen rannten sie über den Schotter und sprangen in das von Ölflecken glänzende Wasser. Es war dieselbe Stelle, an der die Kollegen von der Wasserpolizei mit ihren Booten anlegten, wenn sie die Leichen, die sie aus dem Kanal gefischt hatten, an Land brachten.

Vielleicht war ich ja verrückt, hier in der Hitze zu stehen. Andere Leute ließen sich bei dem Wetter von der Santa Monika über das Wasser schaukeln, gingen mit ihren Liebsten spazieren oder machten es sich zu Hause gemütlich. Ich stand neben einem Mercedes mit Tüllschleifen und wartete auf mein Taxi zum Tatort.

Immer noch besser, als mit dem Objekt meiner Begierde eine Beziehungsdiskussion zu führen. Über Männer, die Küchen verwüsten und sich in fremden Wohnungen breitmachen, über unterschiedliche Vorstellungen von Nahrungsaufnahme bei dreißig Grad im Schatten.

Weber hielt neben der Hochzeitskutsche. Er stieß die Tür auf. Die Sonne knallte durch die Scheibe und beleuchtete jede Pore seiner Haut. Auf seiner Stirn standen Schweißperlen. Mit dem dunklen Bart auf der Oberlippe sah er aus wie ein trauriger Seehund.

»Schrott, saublöder«, fluchte er und fegte ein flaches Teil vom Beifahrersitz. »Jetzt kannst du.«

Ich sprang rein und kurbelte die Scheibe herunter.

»Entschuldige die Verspätung. Autokorso am Wall, war kaum durchzukommen.«

Mit den Schuhspitzen hob ich das Teil, das er vom Sitz gefegt hatte, nach oben. Auf buntem Karton war eine komplette Juwelengarnitur in Plastik eingeschweißt. Halskette, Armband, Ring, Zopfspangen mit Herzen. Alles in Pink. Entzückend.

»Für die kleine Lady«, las ich.

Weber stoppte vor der roten Ampel an der Ecke.

»Gib her.« Er nahm mir die Erstausrüstung für die kleine Lady aus der Hand und warf sie auf den Rücksitz.

Die Ampel sprang auf Grün. Er gab Gas.

»Ich wollte das Teil schon längst wegschmeißen.«

»Inga?«

Er nickte. »Du kennst sie ja.«

Seine Frau war Kinderärztin und hatte ziemlich genaue Vorstellungen, was geeignetes Spielzeug für ein Zwillingsspärchen im Vorschulalter anging. Die Erstausrüstung für die kleine Lady gehörte nicht dazu. Ich konnte es ihr nicht verdenken.

Ein Motorradfahrer in schwarzer Lederkluft brettete rechts an uns vorbei, direkt vor meinem Fenster. Ich fing einen Blick aus den Augen unter dem weißen Helm auf. Er drehte das Gas auf und fuhr in Schlangenlinien neben uns her. Die Sonne tanzte auf den Metallteilen der Maschine.

Weber haute mit der Hand auf das Lenkrad und rief mir irgend etwas zu. Ich verstand kein Wort bei dem Geknatter der Maschine.

»Was?« rief ich zurück und machte das Fenster zu.

»Was ist das für ein Idiot?« schrie er.

»Warum schreist du denn so?« fuhr ich ihn an.

Er schwieg beleidigt.

Der Typ auf dem Motorrad breitete die Arme aus und fuhr freihändig. Ich sah schnell weg. Sonst machte er noch einen Handstand auf dem Lenker.

»Unsere Leiche, ist das ein ER oder eine SIE?« wandte ich mich an Weber.

»Keine Ahnung.«

»Hoffentlich ein ER«, sagte ich mit Inbrunst. »Ein Idiot weniger.«

Der Ledermann gab auf und donnerte vor unserer Frontscheibe davon. Ich kurbelte das Fenster wieder herunter.

Ein Duft von Benzin und Abgasen stieg mir in die Nase.

»Angerufen hat eine Nachbarin bei uns. Frau Kunze. Etwas wirt. Sie wollte Blumen gießen in der Wohnung. Die Bewohner sind verweist.«

Wir wurden von einem Käfer überholt, aus dessen Schiebedach die nackten Oberkörper von drei Jungs ragten, die etwas schrien, was bei mir wie ›hey, hey‹ ankam.

»Da ist ihr so ein komisches Tropfen aufgefallen.«

Weber trat auf die Bremse. Die Jungs hatten ihn geschnitten.

»Scheiße«, fluchte er. »Sind denn heute nur Idioten unterwegs?«

»Das Tropfen«, erinnerte ich ihn.

»Es tropfte aus einer beknackten Gefriertruhe.«

Normalerweise drückt er sich etwas gewählter aus.

»Und dann?« fragte ich.

»Dann hat sie die Tür aufgemacht. Und da war halt nicht das, was eine Hausfrau erwartet.«

»Am Stück oder in Scheiben?«

»In Scheiben. In Tüten, sagt sie. Ordentlich verpackt.«

Auf dem Zebrastreifen überquerten Fußballfans mit gestreiften Schals die Straße. Sie hielten sich an ihren Bierflaschen fest und grölten: »We are the champions. The champions of the world.«

Kein Wunder, daß es so schlimm um die Welt bestellt war.

»Ich denke, die Saison ist vorbei?«

»Freundschaftsspiel«, klärte er mich auf.

Die ganze Hohe Straße entlang wurden wir von grölenden Champs auf dem Weg zum Stadion begleitet. Dann verließen wir sie. Ich war froh, daß ich jetzt bei der Kripo war und den Champs nicht mehr die Schnapsflaschen wegnehmen mußte.

Weber bog in die Arneckestraße ein.

»Welche Nummer?«

»Fünfzehn.«

Ich suchte nach den Hausnummern neben den stattlichen Türen. Feinste Wohngegend, Jugendstil, edel saniert, Bäume auf beiden Seiten.

»Einundzwanzig. Das da drüben muß es sein.«

Die Fassade war frisch gestrichen, hellgelb, der Putz weiß abgesetzt. Der Vorgarten war groß und grün. Ein hochherrschaftlicher Eingang mit einer Kletterpflanze, die blau blühte.

Weber sagte gerade seinen Spruch in die Türsprechanlage, als mein Blick auf den betonierten Platz vor der Wohnung im Souterrain fiel. Die Mülltonnen waren umgeworfen und lagen mit offenen Klappen am Boden. Inmitten von leeren Zigarettenschachteln, Dosen und zerknüllten Verpackungsmaterialien saß eine fette schwarze Katze und schlug ihre Krallen in eine halbvolle Plastiktüte.

Der Raum war riesig. Irgendwo in der Ferne sah ich eine Glaswand, in der sich eine Couchgarnitur mit Kamin spiegelte. Die Küchenzeile mit dem blitzenden Chrom und den blankgeputzten Küchengeräten hätte jedem Feinschmeckerlokal Ehre gemacht. Von der Profi-Espressomaschine über dem Küchenblock bis hin zu der Sammlung von bunten Essigflaschen, in denen Gewürzweige schwammen. Alles perfekt.

Das einzige, was nicht ins Bild paßte, waren die Wasserlachen auf den rosa Keramikplatten am Boden und die tropfenden Päckchen auf der Marmorplatte über dem Gefrierschrank.

Ich kannte nur zu gut das Gefühl, das sich jetzt in meinem Magen breitmachte. Mein Magen wußte, daß das keine Feinschmeckermenüs waren, die da in den Plastikbeuteln schwammen. Durch die beschlagenen Wände eines Beutels sah ich eine runde Fleischmuschel, die entfernt an ein menschliches Ohr erinnerte. Mein Blick glitt über die Plastiktüten. Während sich meine Magenwände zusammenkrampften, überschlug mein Verstand die Anzahl der Tüten, die in dem Gefrierschrank Platz hatten.

»E in Toter?«

Weber nickte.

»Ein Mann. Willst du mal sehen?«

Mit spitzen Fingern packte er einen Beutel und ließ ihn vor meinen Augen baumeln. Der Mörder hatte dem männlichsten aller Körperteile ein eigenes Tütchen reserviert. In meinem Magen gurgelte es verhalten. Es ist ein Vergnügen, mit Männern zusammenzuarbeiten. Sie sind so zartfühlend.

»Schöne Schweinerei.«

Das war ich. Reden tut gut. Auf jeden Fall besser, als sich zu sehr auf die Situation einzulassen. Besser, als zu kotzen. Schon allein wegen der Zuschauer. Weber hatte zwar auch schon mal gereihert, als wir die verkohlten Reste einer Leiche in einem Schuppen gefunden hatten. Das hieß noch lange nicht, daß ich ihm den Anblick einer kotzenden Kollegin gönnte.

»Ist das schlimm, daß ich das da ausgeräumt habe?«

Die Frau, die uns hereingelassen hatte, sah mich ängstlich an.